

dtv

Ein einsamer Urlaub in einem französischen Fischerdorf am Atlantik. Ein Mann beobachtet, was um ihn herum vorgeht, und wird allmählich Teil der Geschehnisse – obwohl er eigentlich trauert. Vor Jahren machte er während einer Reise mit seiner Frau hier Station. Jetzt ist sie nicht mehr dabei. Unter den Erinnerungen an den Sommer damals kommt eine ganz andere Geschichte an die Oberfläche: die 70er Jahre in einem Hochhaus einer deutschen Stadt, das Aufwachsen bei der Großmutter, eine Kindheit, die die Angst vor dem Absturz, vor dem Ungewissen, vor dem sozialen Ausschluss kennt. Yorck Kronenberg erzählt spannend und berührend von einem nur an der Oberfläche unbeschädigten Leben. Während sein deutscher Urlauber die Geschichte seiner Familie aus der Vergangenheit holt und seine Kindheit neu betrachtet, begegnet ihm am Atlantikstrand ein kleiner Junge; die Schrecken von damals, so scheint es, beginnen sich zu wiederholen.

Yorck Kronenberg wurde 1973 geboren. Er studierte Klavier und Komposition in Lübeck. Als Pianist Gewinner des Internationalen Wettbewerbs J. S. Bach in Saarbrücken 1998. Zahlreiche CD-Veröffentlichungen. Er publizierte die Romane ›Welt unter‹ (2002), ›Ex voto‹ (2012) und ›Tage der Nacht‹ (2015) sowie Kurzgeschichten in Anthologien. Stipendien u. a. bei der Stiftung Niedersachsen, dem Künstlerhaus Lukas in Ahrenshoop und dem Literarischen Colloquium Berlin.

Yorck Kronenberg

Was war

Roman

dtv

Von Yorck Kronenberg ist bei dtv außerdem erschienen:
Tage der Nacht (28060)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Literaturverlags Droschl
© 2012 Literaturverlag Droschl Graz – Wien
Umschlaggestaltung: dtv unter Verwendung eines Fotos von
plainpicture/AWL/Walter Bibikow
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
(Satz nach einer Vorlage des Literaturverlags Droschl)
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-14537-4

Anna Fusek gewidmet

Die Literatur jedoch entfernt sich vom Leben,
weil sie das Leben zum Schlaf macht.

Fernando Pessoa, *Das Buch der Unruhe*

Quoth the Raven, »Nevermore.«

Edgar Allan Poe, *The Raven*

Ich besuchte Frau Beck damals oft. Sie war fast so alt wie meine Oma, ging aber nicht wie diese am Stock und beschäftigte sich auch nicht mit Büchern. Aber sie lebte im selben Haus wie meine Oma, nur ein Stockwerk tiefer. Freilich wirkten die Wohnungen der beiden alten Frauen sehr verschieden, die Zimmer meiner Großmutter waren weiß und gelb, während Frau Becks Zimmer mir in der Erinnerung erdfarben erscheinen. Auch erinnere ich mich an kleine Vasen und allerlei Nippes, Porzellanfiguren etwa, Rehe, ulkige Zwerge und posierende Tänzerinnen, die ich gern in Händen hielt und drehte und von allen Seiten bestaunte. Ich argwöhnte schon damals insgeheim, dass diese Dinge keinen rechten Wert besaßen; doch war das wahrscheinlich in der Art meiner Oma gedacht. Sie fügten sich jedenfalls zu einer ganzen Galerie, und zusammen mit dem Häkelzeug, das auf dem Tisch oder der Fensterbank lag, und dem Geruch nach Gebäck und Gewürzen bildeten sie eine eigene Welt, eben die Welt der alten Frau Beck. Übrigens sprach Frau Beck nie sehr viel. Ob sie mich mochte und sich über meine Besuche freute, weiß ich nicht. Vielleicht duldete sie mich nur als Enkel ihrer Nachbarin. Meine Oma hieß Paulhofer, wurde von Frau Beck aber – und ohne ersichtlichen Grund – immer nur Frau Doktor genannt.

Ich kann nicht sagen, wann ich zum ersten Mal bei ihr gewesen bin. Meine Eltern hatten sich früh voneinander getrennt, ich lebte bei meiner Oma, und so wird sich diese erste Begegnung mit Frau Beck in einer Zeit seltsamen Traumerlebens ereignet

haben, in frühester Kindheit. Vielleicht hat das Kind, das ich war, die dicken Finger nach ihr ausgestreckt, Frau Beck nahm mich in den Arm und ging unbeholfen mit mir auf und ab. Sie sang ein Lied. Meine Oma stand im Hintergrund und erzählte von den Blumen auf ihrem Balkon oder von ihrem Mann, der im Krieg verstorben war, das tat sie Frau Beck gegenüber oft. Und obwohl sie gern und laut lachte, traten ihr dann manchmal Tränen in die Augen. An eine solche Begegnung indes kann ich mich nicht erinnern; wenn ich später, noch immer klein, aber doch schon ein Junge, an Frau Becks Tür stand und klingelte, war die alte Frau Teil meines täglichen Lebens, war mir vertraut wie der Roller im Hof, wie die Bäume der nahegelegenen Apfelplantagen oder die Brüder Santori im Erdgeschoss, mit denen ich im Sommer Sandburgen baute.

Auch Frau Becks Mann war gestorben, viel später freilich als mein Großvater. Sein Bild hing, gerahmte Farbfotografie, über dem Esstisch und gab mir eine vage Vorstellung davon, dass nicht alle Männer so liebenswert und tapfer waren wie der eigene Großvater in den Erzählungen meiner Oma: Der Mann auf dem Foto wirkte streng, trug einen abgezirkelten spitzen Bart und kurzes Haar, und obwohl er lächelte, schienen seine Augen mir unheimlich, düster, tief blickend. Im Gegensatz zu meiner Oma sprach Frau Beck nie von ihrem Mann, das war mir lieb, obwohl ich manchmal nach ihm fragte. Im Nachhinein scheint es mir sonderbar, warum der Junge sie überhaupt so oft besuchte: Wir sprachen wenig miteinander. Zwar klopfte sie mir von Zeit zu Zeit auf die Schulter oder strich mir gedankenverloren mit der Hand über den Kopf, doch geschah das eher nebenbei und ohne dass die alte Frau es überhaupt zu bemerken schien. Meine Oma sagte manchmal, Frau Beck sei einsam, doch ließ sie selbst sich manchmal wochenlang nicht bei der Nachbarin blicken.

An einem Abend im Winter traf ich mit Frau Beck im Hausflur zusammen. Ich kam vom Hof, wo ich mit den Santori-Brüdern Schneebälle gemacht und ein ganzes Arsenal von Geschossen hinter der Hecke aufgetürmt hatte. – »Na, hast im Schnee gespielt, Andi?« fragte die Alte und lächelte mir zu. »Hast ja ganz nasse Haare. Hast du denn keine Mütze?« Sie sah mich mit zusammengekniffenen Augen an. »Da sollte deine Oma aber aufpassen.« – Wir gingen in ihre Wohnung, sie kochte Tee und stellte eine bunte Blechbüchse auf den Tisch. Ich kannte diese Dose schon, und während die alte Frau in der Küche beschäftigt war, kämpfte ich mit der Versuchung, schon jetzt den Deckel zu öffnen und zumindest einen Blick zu werfen auf all die gedrängte Köstlichkeit, die sich darunter verbarg. Frau Beck erschien mit einem Tablett, stellte die dampfende Kanne auf den Tisch, zwei Tassen und Unterteller. Ich denke mir heute, dass sie auf ihr Geschirr stolz gewesen ist, es war wie ihre liebevoll auf Borden und Simsen drapierte Figurensammlung aus Porzellan, goldgerändert, in Frau Becks Wohnung war alles anders als bei Oma. An diesem Abend begegnete ich ihrem Mann: Die alte Frau und ich saßen am Tisch, Frau Beck hielt das Kreuzworträtsel einer Zeitung in Händen. Einmal wandte sie sich zu dem Stuhl mir gegenüber und murmelte: »Griechischer Göttervater mit vier Buchstaben. Weißt du das, Hans?« Währenddessen rührte sie mit einem Löffel in ihrer Tasse. Auf einmal hielt sie inne, doch war dieses Innehalten das einzige Zeichen dafür, dass ihr das Ungewöhnliche ihrer Worte überhaupt zu Bewusstsein gekommen war. Und war schließlich etwas Ungewöhnliches an der Frage? – Griechischer Göttervater mit vier Buchstaben, dachte ich und spürte eine seltsame Beklommenheit in mir aufsteigen.

In der Nacht schlief ich unruhig. Griechischer Göttervater mit vier Buchstaben ... Ich fragte mich, warum der Göttervater

ausgerechnet vier Buchstaben besaß, ich wusste nicht genau, ob das viel oder wenig war, ein reicher Schatz schien es mir nicht zu sein. Griechischer Göttervater ... Ich selbst kannte keine Griechen, dachte aber an Santoris im Erdgeschoss und stellte mir einen Griechen ähnlich vor wie Vater Santori: groß, kräftig, mit schwarzem lockigem Haar und breitem Grinsen. Sieht aber so ein Göttervater aus? Wer ist das: der Göttervater? Die Bezeichnung Gott Vater hatte ich wohl schon gehört, und jetzt stellte sich heraus, daß er Grieche sei? Und dann Hans. Wer war das? Im Traum sah ich einen Mann namens Hans durch die mir vertraute erdfarbene Wohnung schreiten, sein abgezirkeltes spitzes Bärtchen durchschnitt die Luft, der Körper bewegte sich hektisch und un gelenk wie eine Maschine. Mit starr aufgerissenen Augen, die Lippen zu kühlem Lächeln geschürzt, begutachtete er Vasen und Blumentöpfe, mich aber nahm er gar nicht wahr.

Am Frühstückstisch war ich müde, doch obwohl ich Oma danach fragen wollen, kamen mir die Worte ›Griechischer Göttervater mit vier Buchstaben‹ nicht über die Lippen.

Etwas hatte sich verändert zwischen Frau Beck und mir, in der folgenden Zeit besuchte ich sie nicht, ja, ich huschte im Treppenhaus an ihrer Tür so schnell und leise vorüber, wie ich nur konnte. Hätte mich Hans nicht aber dennoch hören können? Griechischer Göttervater mit vier Buchstaben, dachte ich manchmal, ich stellte mir riesige unsichtbare Zeichen vor, vier Stück, die wie ein Nebel auf die Welt sinken und uns Menschen mit einem Bann belegen. Es schneite viel in dieser Zeit. Sah ich Schuhabdrücke im Schnee, so fantasierte ich, dass es die Menschen nicht mehr gebe, die hier gelaufen waren, dass sie längst unsichtbar geworden seien, wie Hans. Ich atmete auf, wenn Antonio, der jüngere der Santori-Brüder, mich bei der Hand nahm und mich aufforderte, den Schlitten zu zie-

hen. Zu anderen Zeiten fragte ich mich inmitten der weiten weißen Landschaft, ob ich nicht selbst unsichtbar geworden sei. Nur Oma vielleicht hätte mich noch sehen können, ich wünschte es mir, die Angst aber blieb bestehen, bis ich wieder bei ihr in der Wohnung war.

Meine Oma war eine gütige, lebensbejahende Frau mit weißem Haar, ich glaube nicht, dass sie mir gegenüber jemals grob oder laut geworden ist. Eine liebenswerte Ruhe und Weltoffenheit war ihr eigen, sie knüpfte schnell auch zu Fremden Kontakte. Nicht, dass wir allzu oft Besuch gehabt hätten; fuhren wir aber im Bus oder in der Bahn, so ergaben sich mit den verschiedensten Menschen Gespräche, und fast immer hatte ich am Ende solcher Unterhaltungen den Eindruck, dass die unbekanntenen Gesprächspartner meiner Oma nicht allein Herzlichkeit, sondern geradezu Dankbarkeit entgegenbrachten. Mit Frau Beck hingegen ging sie nur selten um: vielleicht war deren unüberwindliche Scheu vor der ›Frau Doktor‹ ein Grund dafür. Bei mir erkundigte sich Oma hin und wieder nach der Nachbarin, und sie war es auch, die mich eines Tages beauftragte, der alten Dame die Hälfte einer Gans hinunterzubringen, deren andere Hälfte wir am Nachmittag verspeist hatten.

Mit Unbehagen im Bauch stand ich vor ihrer Tür. Ich hatte schon die Hoffnung, Frau Beck sei nicht zu Hause. Ich schämte mich des Wunsches, die Schüssel einfach vor die Tür stellen und die Treppe wieder hinauflaufen zu dürfen. Im nächsten Moment aber waren von drinnen Schritte zu hören, mit gewohnter Beiläufigkeit schob mich Frau Beck durch den Türrahmen und dann den Wohnungsflur entlang. – »Für mich?« fragte sie mit knarrender Stimme und reckte eine alte dürre Hand nach der Schüssel. »Riecht ja lecker! Willstn Tee?«

Ich saß am Tisch, Frau Beck spülte in der Küche Geschirr ab und sang ein Lied. Vor mir auf dem Tisch stand eine verschlos-

sene Blechdose, ich stellte mir die Kekse im Innern vor und die Hand eines Fremden, die sich nach ihnen ausstreckt: Hans, dachte ich. Die Fotografie eines Mannes hing an der Wand und sah streng auf mich herab: Hans, dachte ich. Natürlich wusste ich, dass niemand im Zimmer war. Und doch fühlte ich mich beobachtet, als ich gleich darauf eilig den Deckel anhob und aus der Dose einen Keks nahm. Ich hörte Frau Beck singen, irgendwo im Haus wurde eine Tür zugeschlagen, der Fahrstuhl setzte sich weit unten in Bewegung. Ich stopfte den Keks in den Mund und kaute hastig darauf herum. Mein Mund war so trocken, jetzt füllte er sich mit Sand. Ich verschloss die Dose, ging zum Fenster und blickte hinaus. Toni und sein Bruder Lorenzo spielten im Garten Fußball, die Apfelplantagen sahen trostlos und erdig aus, nur hier und dort einmal funkelte noch ein Streifen Schnee. Ich versuchte zu schlucken, hustete, presste eine Hand an die Lippen. Frau Beck kam herein und stellte ein Tablett auf den Tisch. – »Das ist aber nett von deiner Oma, das mit der Gans«, krächzte sie. Sie setzte sich an den Tisch, schenkte Tee ein und schien mich weiter gar nicht zu beachten. Ich sah aus dem Fenster und wünschte mich fort, weit fort.

Dann saßen wir nebeneinander, wieder war ein Stuhl am Tisch freigeblieben, Frau Beck kümmerte sich aber gar nicht weiter darum und auch ich vermied jeden Blickkontakt mit dem Fremden. – »Du hast doch bessere Augen als ich«, sagte die Alte und reichte mir eine Zeitschrift. Sie deutete mit der Hand auf eine Reihe fratzenhafter Zeichnungen und fragte: »Kannst du sie entdecken?« – »Wen?« gab ich unsicher zurück. – »Es ist eine Maus in diesen Bildern versteckt, eine kleine Maus. Wer sie findet, kann beim Preisausschreiben ein Auto gewinnen.« – Ich suchte angestrengt, fuhr sogar mit dem Finger über die Zeichnungen, um kein noch so kleines Detail zu übersehen

– es war vergeblich. Frau Beck zuckte mit den Schultern. »Macht ja sowieso nix. Kann ja doch kein Auto fahren.« Ich stand auf, verabschiedete mich schnell und verließ die Wohnung.

Am Abend schaute ich heimlich unters Bett, bevor Oma das Licht ausschalten durfte. Dann lag ich auf einem Floß, das auf dem Meer schaukelte, und hielt mich an meiner Decke fest. Die Geräusche von Schritten im Treppenhaus waren mir unheimlich, ich konnte mir vorstellen, selbst wie ein Gespenst im Haus umzugehen, hinaufzuschweben in den Himmel oder hinab bis in jene dunklen Winkel, die sich unter allen Wohnungen wie Wurzeln tief ins Erdreich gruben. Hans, dachte ich schauernd. »Griechischer Göttervater mit vier Buchstaben«, die Worte hatten schon einen ganz eigenen magischen Klang. Sie waren zur Formel geworden, sie beschworen eine Welt des Verborgenen, der auch Frau Becks Wohnung schon halb angehörte. Oma verkörperte die Welt des Tages, anpackendes Lachen, weltzugewandte Trauer, Frau Beck hingegen in ihrer selbst gestrickten Jacke, den billigen Pantoffeln und weiten Röcken – Frau Beck löste Kreuzworträtsel und suchte Mäuse, die nur ein Wesen wie Hans vielleicht hätte entdecken können. Nein, ich hatte keine so guten Augen, gewiss nicht, obschon ich jetzt in der Dunkelheit doch jene Schlieren zu erkennen begann, zu denen sich die Luft in der Mitte meines Zimmers staute. Ich verkroch mich unter der Bettdecke.

Oma war religiös. Abends an meinem Bett sprach sie Gebete. Ihr Glaube war unkompliziert und selbstverständlich. Die Trauer um den früh verstorbenen Ehemann war echt und tief empfunden, doch wurde sie versöhnt durch die Gewissheit, dass »Großvater Alfred«, wie Oma ihn mir gegenüber manchmal nannte, jetzt »geborgen« sei. Über ihrem Bett hing ein

Foto des verstorbenen Gatten, es war eine alte Schwarz-weiß-Aufnahme, die ihn in Uniform zeigte, er lächelte etwas verlegen und schien selbst über seine Kleidung zumindest verwundert zu sein. Immerhin war er zuvor Architekt gewesen, kein Polizeibeamter, kein General. Trotzdem wird er eine ähnliche Uniform auch am letzten Tag seines Lebens getragen haben, auf einem der Schlachtfelder, fern von Heimat und Familie. Allzu weit reichende Grübeleien und metaphysische Spekulationen jedenfalls waren Omas Sache nicht; sie lebte mit den Bildern ihrer Vergangenheit in einer beruhigten Gegenwart. Sie war mit ihrem Leben zufrieden. Die eigene Zukunft erwartete sie ohne Furcht. Sie hatte Schmerzen beim Gehen, sie humpelte; manchmal, wenn sie sich auf einen Stuhl setzte, stöhnte sie unvermittelt auf. Gleich darauf aber witzelte sie schon selbst über sich. Ihr koketter Spott über eigene Gebrechen wirkte mitunter derart mitreißend, dass ich hell auflachte.

Ich traf Hans im Fahrstuhl, er beobachtete mich. Das Fahrstuhlinnere war ein kleines Kabinchen, in dem höchstens drei Erwachsene Platz fanden. Noch hielt ich meinen Fuß in der Tür, ich wusste: es erfordert Mut, eine solche Fahrt anzutreten. Vielleicht fuhr ich in dieser Zeit überhaupt nur deshalb mit dem Lift, um die eigene Angst herauszufordern. Ich ließ die Tür zufallen, drückte die Taste mit der Zahl fünf. Polternd setzte sich der Lift in Bewegung. Ich presste mich mit dem Rücken gegen die Wand und spürte doch noch immer von hinten den Blick des Fremden auf mir ruhen. Ich drehte mich um – schon schwebte er in der anderen Ecke des Kabinchens und sah stumm auf mich herab. In einer Mischung aus Furcht und Neugierde versuchte ich, ihn in der Luft zu ertasten, griff sogar einmal nach seinem spitzen Bärtchen ... Wahrscheinlich verzog der Fremde nicht einmal eine Miene. Der Fahrstuhl erreichte sein Ziel, ich stürzte hinaus ins Treppenhaus. Während

meiner halsbrecherischen Flucht spürte ich die Gegenwart des Fremden immer schmerzlicher, wusste seine Finger mir von hinten näher und näher rücken, empfand die Kälte, mit der er mich packen und zurückhalten würde, schrie vor Grauen auf oder wich im letzten Moment zur Seite, so dass der unsichtbare Angreifer ins Leere griff. Wie durch ein Wunder erreichte ich die Wohnungstür, durchwühlte in Panik meine Hosentaschen nach dem Schlüsselbund, wusste mich bereits in unmittelbarer Nähe des einzig sicheren Rückzugsortes, klammerte mich mit aller Gewalt am Türknauf fest; womöglich verlosch in einem solchen Moment auch noch das Flurlicht, und endlich taumelte ich aus der völligen Dunkelheit des Treppenhauses in unsere Wohnung. Oma begrüßte mich wie gewöhnlich mit den Worten: »Na mein Junge, schön gespielt?«

Am Abend saßen wir an unserm kleinen Tisch im Wohnzimmer. Oma hatte auf ihrem Sessel Platz genommen und eine Decke über die Beine gelegt. Wir knabberten Salzstangen und spielten Mensch-ärgere-dich-nicht. Hans hatte zu diesen Räumen keinen Zutritt. Es war, als gäbe es ihn nicht und als hätte es ihn niemals geben können, ich dachte überhaupt nicht an ihn. Ich jubelte, wenn ich mit dem Würfel eine sechs warf oder wenn ich eine von Omas Spielfiguren aus dem Feld schlagen konnte. Sie selbst hingegen nahm Niederlagen nicht allzu ernst. Mitunter schien es mir sogar, als übersehe sie bewusst Gelegenheiten, meine Figuren zu schlagen, darüber ärgerte ich mich immer.

Kurz vor der Zeit, als ich zu Bett gehen musste, klingelte es an der Tür.

»Willst du gehen?« fragte mich Oma. Obwohl eine gewisse Beklommenheit in mir aufstieg, nickte ich doch mit dem Kopf und stand möglichst unbefangen von meinem Platz auf. Würde die Schwärze des Treppenhauses mich wie ein Sog erfassen

und aus der Wohnung zerren? Als ich vor der Tür stand, fragte ich wie beiläufig: »Soll ich aufmachen?«, und öffnete erst genau in jenem Moment die Tür, als Oma mich anblickte und mir zunickte.

Das Treppenhaus war hell erleuchtet, Mama stand vor der Tür. Sie trug das schwarze Haar offen, hatte einen langen Mantel nur eben über die Schulter geworfen und sah sehr verwirrt aus. Sie beugte sich zu mir herab, sagte: »Hallo Andi«, wusste aber darüberhinaus offenbar nicht allzuviel mit mir anzufangen und umarmte mich dementsprechend unsicher. »Ist Oma da?« fragte sie und richtete sich wieder auf. Ich wies mit der Hand in Richtung Wohnzimmer.

Später am Abend schickte mich Oma mit einem kleinen Auftrag zu Frau Beck hinab, wahrscheinlich wollte sie Zeit gewinnen, um ungestört mit Mama reden zu können. Ich durchschaute das. Es war schon spät, doch war ich nicht müde. Reise und Abenteuer lagen in der Luft, ich empfand Nervosität, Angst, gleichzeitig aber auch so etwas wie eine aufgeregte Freude. In Socken über kalten Marmorboden gehen, die Wände waren weiß und hell erleuchtet, ich hielt mich am Geländer fest und sprang die Stufen hinunter. »Guten Abend, Frau Beck«, rief ich und hielt ihr schon den Kuchen entgegen, den Oma mir für sie mitgegeben hatte.

Sie sah mich erstaunt an. »So spät?« In ihrem Blick mischte sich Unverständnis mit einem gewissen Misstrauen. Ich ging hinter ihr den Flur entlang, auf ihrem Rock legten sich Blümchen in Falten, im Wohnzimmer lief der Fernseher. »Na, setz dich mal«, brachte sie heiser hervor und wies auf einen Stuhl am Esstisch.

»Magst du ihn?« fragte sie und deutete auf das Foto an der Wand, das Foto des strengen Mannes mit spitzem Bart, der so unbarmherzig dreinblickte. Ich erschrak. Es war das erste

Mal, dass sie über das Bild sprach. Ich schüttelte den Kopf und senkte den Blick. Für einen Moment tanzte der Teppich vor meinen Augen. Als ich wieder aufsaß, war Frau Beck schon aus dem Zimmer. Ich lief ihr in die Küche hinterdrein, umklammerte schluchzend ihre Beine und hätte mich vergraben wollen, in meinem Rücken spürte ich den Blick des Fremden, sein kühles Lächeln steigerte sich zu einem spitzen Lachen, das mir in den Ohren dröhnte. Wie schämte ich mich jener Tränen, die unkontrollierbar über mein Gesicht liefen! Frau Beck brachte mich nach oben.

Am nächsten Tag ging ich mit Mama zum Auto. Oma stand am Rand der Straße und winkte uns so lange hinterher, wie wir uns überhaupt sehen konnten. Selbst Frau Beck hatte das Haus verlassen und stand in Pantoffeln neben der »Frau Doktor«.

Ich selbst habe Frau Beck nie wieder gesehen. Wie ich später erfahren habe, starb sie wenige Tage nach meiner Abreise.

Ich fahre fort und packe in meinen Koffer ein Buch, einen Spielzeugaffen, ein Schreibheft, eine Pistole und –.

Ich kehrte im Sommer zu Oma zurück. Das Hochhaus war um einige Zentimeter in den Boden gesunken, bei meiner Ankunft ging eine Gruppe von Männern um das Haus, zwei von ihnen trugen dunkle Anzüge und Krawatten, die übrigen steckten in blauen Arbeitskitteln und hielten Messgeräte in Händen. Mama, die sehr niedergeschlagen an diesem Tag war, führte mich an der Hand. Sie sprach einen der Arbeiter an und erkundigte sich, ob etwas vorgefallen sei. – »Der Boden ist nachgiebig«, sagte der Mann. – »Kein Grund zur Sorge«, fiel ihm ein anderer ins Wort. »Reine Routinemessungen, nichts weiter.«

Oma empfing uns freudestrahlend, sie umarmte Mama und

hüpfte vor uns, so weit ihr Leiden ein Hüpfen überhaupt zuließ, über den Teppich.

Später saß sie erschöpft am Esstisch, Tee dampfte, sie hatte Kekse gebacken, die von einer Schüssel in kürzer werdenden Abständen die Reise in meinen Mund antraten. – »Iss nicht soviel davon«, flüsterte Mama mir zu, »du verdirbst dir noch den Magen.«

Vielleicht erzählte ich Oma von der Schule, die ich seit wenigen Wochen besuchte, ich kann mich nicht daran erinnern. Jetzt war Ferienzeit, Mama sprach sehr ernst von ihrem Beruf, ich hörte aber schon gar nicht mehr zu. Auf dem Fernseher stand ein Strauß Feldblumen, durch die gläserne Balkontür konnte ich orangerot gestrichene Reihenhäuser sehen und in einiger Entfernung dahinter die Maisfelder. Die Sonne schien prächtig, der Himmel war ganz blau. – »Hast du schon nach Post geschaut?« fragte ich Oma. Sie überlegte kurz, dann lächelte sie mir zu: »Geh schon. Du weißt ja, wo der Schlüssel hängt. Sei aber nicht zu spät wieder da, hörst du? Mama fährt heut Abend ...«

Ich klingelte bei Familie Santori im Erdgeschoss. Wie verschieden die Gerüche innerhalb dieses einen Wohnhauskomplexes waren! Die Wohnung lag diesseits des Treppenhauses, auf derselben Seite wie die Wohnung meiner Oma, und doch war der Grundriss der Zimmer ganz anders als der mir vertraute. Mutter Santori war eine magere Frau, deren Unterleib in einer ewig schmutzigen Schürze steckte, ihr Haar war schwarz, schimmerte an einigen Stellen aber hellgrau. Sie war hässlich. Nicht, dass ihr Gesicht mit offenkundigen Fehlern behaftet gewesen wäre, aber sie sah einem selten in die Augen, sprach mit durchdringender Stimme und war stets mürrisch. Heute öffnete sie die Wohnungstür und sagte nur: »Bisschen früh, findest du nicht, Andi? Wir sind noch beim Essen.«